Nr. 55 — 5. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Gesellschafter“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 2685) ohne Bringegeld vierteljährl. M. 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redaktör: Otto Stolten in Hamburg.

Freitag, den 6. März 1891.

Anzeigen werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt und Vermiethungsanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Hierzu eine Beilage.

Spuk-Geister.

□ Immer mächtiger äußert sich das Walten der sozialen Frage; immer mehr wird die Partei, welche gründliche Lösung dieser Frage nach Maßgabe wahrer Gerechtigkeit fordert, die Sozialdemokratie, bestimmend für die sozialpolitischen Entschließungen der Regierungen und der herrschenden Klassen. Was uns als „Sozialreform“ und als „Arbeiterfreundlichkeit“ jener Kreise bekannt ist, das hat den Zweck, der gefürchteten Sozialdemokratie einen Damm entgegenzusetzen, ihre weitere Ausbreitung zu verhindern, sie „unmöglich“ zu machen.

Dem allerdings vergeblichen Bemühen, diesen Zweck zu erreichen, müssen noch andere Mittel dienen, die auf eine gröbliche Täuschung des Volkes über die Gestaltung des Parteiwesens berechnet sind.

Das Parteiwesen der Gegenwart, so versicherte kürzlich die Böhmert'sche „Sozial-Korrespondenz“, sei in einer „raschen Umbildung“ begriffen und auch die sozialdemokratische Bewegung sei „in ruhigere Bahnen gelenkt“. Gar zu gern möchte man glauben machen, daß die Sozialdemokratie, nachdem sie die Anerkennung der sozialen Frage und der Nothwendigkeit sozialer Reform durch ein viertel Jahrhundert ehrlich erkämpft, ihrem geschichtlichen Berufe genügt habe und abtreten müsse von der Bühne.

Diese Absicht verfolgt u. A. offenbar eine „Kaiser und Arbeiter“ betitelte Broschüre *), deren Verfasser, Friedrich Bauer, zur Bildung einer „kaiserlich-sozialistischen Partei“ aufruft.

Dem Verfasser schwebt die Idee vom „sozialen Königthum“ vor und er läßt derselben eine Verherrlichung angedeihen, die allerdings von Kühnheit, nicht aber auch von Klarheit des Denkens zeugt. Nach seiner Vorstellung ist es ganz selbstverständlich, daß der Kaiser die Macht hat, mit den sogen. „oberen Zehntausend“ abzurechnen und der Arbeit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Daß die Gesetzgebung, daß das Volk selbst für die friedliche Lösung der sozialen Frage den Ausschlag zu geben hat, das kümmert den Verfasser nicht; für ihn giebt es heute „nur noch einen Kaiser und Unterthanen,“ und das Parlament ist nach seiner Ansicht nur dazu da, zu Allem, was der Kaiser will, „Ja“ und „Amen“ zu sagen; die „kaiserlich-sozialistische Partei“ soll gegenüber dem falschen Liberalismus, dem falschen Konservatismus und der Sozialdemokratie die Durchführung des kaiserlichen Willens sichern. Was der Kaiser thun soll, um mit Hülfe der neuen Partei den sozialen Frieden zu schaffen, darüber belehrt der Verfasser uns nicht. Das schickt sich auch nicht für Jemand, der glaubt, Alles in Allem sei die kaiserliche Einsicht und der kaiserliche Wille entscheidend. Sein ganzes sozialpolitisches Programm faßt sich in die Worte zusammen:

„Das Kapital ist Herr der Situation. Von allen Despoten ist aber das Kapital das abscheulichste. — Auf zum Kampfe Ihr Alle, die Ihr die wahre Freiheit liebt, auf zum Kampfe für unsern Kaiser gegen das Kapital!“

Es fällt uns natürlich nicht ein, die Broschüre des Herrn Friedrich Bauer einer ernsten Kritik zu unterziehen, denn dazu ist sie nicht geeignet; wir haben ihre Tendenz nur deshalb in aller Kürze hier mitgetheilt, um zu zeigen, welch' absonderliche Ideen der geistige Kampf wider die Sozialdemokratie zeitigt. —

Wenden wir uns zu einer andern Schrift, welche „die nationalistische Partei in Deutschland im Jahre 1891“ behandelt. †) Der Verfasser führt das Pseudonym „Julius“. Er nennt die soziale Frage die „Sonntagsfrage unserer Zeit“. Eine recht unglückliche Erfindung, die dadurch nicht besser wird, daß Herr Julius erklärt:

„Der Sonntag ist der Geburtstag des Ich. Dann hört man auf zu arbeiten und wendet die Aufmerksamkeit vom Objekt auf's eigene Innere. Es schlägt die Stunde der Stille, der Reflexion, nur dem eigenen Bewußtsein und keinem fremden Beobachter zugänglich. Es ist die Stunde, in der Jeder sich selbst eine Frage wird. Was habe ich gearbeitet, warum und wozu? Von der Beantwortung dieser Frage hängt des Menschen Lebensglück ab. Nach jedem Gelingen stellt sich Lust, nach allem vergeblichen Bemühen, nach jedem Mißlingen Unlust ein. Und neue Strebungen treten hervor. Aus diesen Empfindungen baut dann der Mensch sein Ich auf.“ —

Herr Julius scheint also zu glauben, daß die soziale Frage aus Sonntagsbetrachtungen entstanden sei. Lassen wir ihn in diesem Glauben; derselbe steht auf gleicher Höhe mit seiner Ansicht, daß das soziale Hauptproblem unserer Zeit die „Regelung der Arbeit“ ist. Auch über diesen irrenden Gedanken wollen wir kein Wort verlieren.

Wir gehen ohne Weiteres zu den Darlegungen des Verfassers, betreffend die Parteien der Gegenwart über.

Herr Julius will von keiner der gegenwärtigen Parteien etwas wissen; keine erachtet er fähig und berufen, eine Besserung der Gesellschaftsordnung herbeizuführen. Sehr eingehend beschäftigt er sich mit der Sozialdemokratie: die, auf dem „Boden des Naturalismus“ stehend, dem „einseitigen Humanismus des Liberalismus“ entgegentritt, — eine Partei für die „Interessen der Arbeiter“, eine Partei „höherer Ordnung, weil sie allen andern als geschlossene Masse gegenübersteht“.

Der Verfasser behauptet, daß die Sozialdemokratie ihre Tendenz „ausschließlich gegen das Kapital“ richtet und er beweist damit, daß er die Tendenz unserer Partei in vollem Umfange nicht kennt, denn diese Tendenz geht nicht nur auf die wirthschaftliche, sondern auch auf die politische Emanzipation.

Der deutschen Sozialdemokratie spricht er die Fähigkeit ab, ihr Ziel, die sozialistische Produktionsweise, zu erreichen. Die große Masse der sozialdemokratischen Wähler sei mindestens um eine Generation hinter den englischen Arbeitern zurück!!! Nirgends sei die Interessensolidarität so ausgebildet, wie in den englischen Trade-Unions. (!?!) Die deutsche Arbeiterschaft sei „ein Haufe von Proletariern“, und die „Proletarierstimmung“, der Neid, die niedrigste aller Leidenschaften, sei „die Atmosphäre der sozialistischen Versammlungen“. Diese Versammlungen schildert Herr Julius wie folgt:

„Wenn nur recht roh und drastisch-komisch über Gegner hergezogen wird, jauchzen die Zuhörer. Sollte sich Jemand in der Versammlung befinden, der das Unglück hat, einen besseren Rock zu besitzen, so ist er das Ziel haßerfüllter, hämischer Blicke. Klassenhaß ist der Geist, wie er von den Leitern gepflegt, von der Heerde der Hörer nachempfunden wird. Klassenhaß, kein Sozialismus. Die Führer zweiten und dritten Ranges denken nicht daran, auch nur im populärsten Tone, volkswirthschaftliche Dinge zu besprechen. Schlagworte von höheren Löhnen, besseren Wohnungen, besserer Erziehung sind die Bestandtheile des mit Ausdrücken glühenden Hasses gegen die unglücklichen Besitzenden gemischten Ragouts.“

Das Publikum der sozialdemokratischen Versammlungen nennt Herr Julius einen „Pöbelhaufen, wie er im Jahre 1791 die Straßen von Paris singend und johlend durchzog nach Blut lechzend“. Und dem fügt er hinzu:

„Eine unwissende, überschreiende Majorität wird diese Sozialdemokratie sein, wenn sie zum Sieg gelangt; eine Despotie wird sie sein wie die der französischen Revolution; ein blinder Wahnsinnstanz der Lust, ein sich in Koth wälzendes Ungeheuer, von nichts weiter entfernt, als von den Idealen derer, die in heißer Liebe zur Menschheit eine bessere Welt erdacht haben.“

Nachdem Herr Julius mit solch erbaulicher vom rohesten Fanatismus und erschrecklicher Unwissenheit über den Karakter und die Ziele der Sozialdemokratie zeugender Epistel seine Leser „empfänglich“ gemacht hat für sein „erhabenes Ideal“, belehrt er uns über dasselbe des Näheren. Er will den Weg zeigen, auf welchem der von Bellamy geschilderte „Zukunftsstaat“ erreicht werden kann. Und diesen Weg zu bahnen, dazu fordert er die Gründung der „wahren sozialistischen, der nationalistischen Partei“. Und das Programm dieser Partei? Das mag sich, wer Lust hat, aus dem Ideen-Chaos des Herrn Julius herausuchen. Ueber Phrasen kommt er nicht hinaus. So erklärt er u. A.: „Die Aufgabe ist, den jetzigen Individualismus in Subjekt und Gesellschaft in Sozialismus in Objekt und Gesellschaft überzuführen. Diese Aufgabe hat sich die nationalistische Partei gestellt, die bis heute in Deutschland aus mir allein besteht.

„Die sozialdemokratische Partei will durch Gesetze oder Gewalt, beides gleich gewaltsam (denn Majorität ist auch Gewalt), das Heutige in das Künftige überführen. Die nationalistische Partei sagt: die Gesellschaft ist noch nicht reif, sie muß vorbereitet werden; die sozialdemokratische Demagogie ist dazu ungeeignet, sie schafft nicht, sondern zerstört, indem sie Illusionen über das eigene Vermögen und die eigene Maßgeblichkeit verbreitet. Die Sozialdemokratie ist gemein: denn sie appellirt an den Eigennutz, den persönlichen Lusttrieb. Sie lügt, indem sie dem unwissenden, ungebildeten Volke anstatt der wirklichen sittliche Motive unterschiebt.“

„Praktisch ist unsere Zeit schon auf dem richtigen Wege. Gewerkvereine, Konsumvereine, wie sie in England in großartigem Maße bestehen, zeigen nach Brentano, daß wir auf dem Wege zur friedlichen Lösung der sozialen Frage sind. Die größte Aufgabe, die Verstaatlichung der nationalen Arbeit, kann noch nicht in Angriff genommen werden, denn weder der Staat ist reif dazu noch das Volk. Der Staat wird reif sein, wenn das Volk reif ist.

„Zuerst das Volk. Die nationalistische Partei nimmt ihren Weg von Innen nach Außen, vom Subjekt zum Objekt, vom Menschen zum Staate, von seinen Vorstellungen zu den sozialen Einrichtungen. Ihre erste Arbeit wird sein, alte Vorurtheile zu bekämpfen, belehrend, bildend einzuwirken auf die Einzelnen und die Massen, vor Allem das Gefühl der Gemeinschaft zu wecken und zu beleben.“ —

Man beachte, wie in dem vorletzten Satze Herr Julius für seine Ideen einen Weg in Anspruch nimmt, der füglich jeder Idee eigenthümlich ist. Sein wüstes Geschimpf auf die Sozialdemokrate läßt uns und hoffentlich auch unsere Leser kalt, und es hieße wirklich, ihm zu viel Ehre anthun und die komische Wirkung seiner „sittlichen Entrüstung“ abschwächen, wollten wir unsere Partei dagegen auch nur mit einer Silbe vertheidigen. Wie muß es im Kopfe eines Menschen aussehen, welcher der deutschen Sozialdemokratie, die bekanntlich den auf lediglich materialistischen Grundsätzen beruhenden und auf die Erreichung lediglich materieller Vortheile gerichteten Gewerkvereinen, Konsumvereinen 2c. nur die Bedeutung von Palliativmitteln zur Milderung der materiellen Noth beimißt, — welchen dieser Partei den Vorwurf macht, daß sie an den Eigennutz 2c. appellire, während er drei Zeilen weiter behauptet, mit Vereinen gedachter Art sei man „auf dem richtigen Wege zur Lösung der sozialen Frage?“

Mit solch' einem „Denker“ streitet man nicht; die Ideen der Sozialdemokratie, welche gradezu beispiellose Siege über Vorurtheil, Unwissenheit, Gleichgültigkeit errungen und das Prinzip der Solidarität zu schönster Entfaltung und bedeutsamster Bethätigung gebracht hat, — diese Ideen in Schutz zu nehmen gegen jenen „Denker“, das würde für uns eine Selbsterniedrigung bedeuten.

Möge Herr Julius sich „groß“ dünken in dem Bewußtsein, Vater der Idee einer „nationalistischen Partei“ zu sein, die sich über den „beschränkten Proletarierstandpunkt“ erhebt und der „Morgensonne des Zukunftsstaates“ entgegenführen soll. Unseres aufrichtigen Mitleids darf er sicher sein, obwohl er dasselbe streng genommen nicht verdient, denn es ist eine Unverschämtheit, das gesammte geistige Vermögen der Sozialdemokratie zu annektiren, sich die durch die Sozialdemokratie geschaffene Erkenntniß zu eigen zu machen und dann diese selbe Schöpferin der Erkenntniß zu beschimpfen und ihr die Existenzberechtigung abzusprechen.

*) Bonn 1891. P. Hanstein's Verlag.
†) Berlin, Verlag von Walther u. Apolant.

Von der Weltbühne.

Bei der **Stichwahl in Sonneberg-Saalfeld** hat nach dem amtlichen Wahlresultat der Kandidat der Freisinnigen Dr. Witte mit 8754 von 16 404 abgegebenen Stimmen gesiegt. Der Kandidat unserer Partei, Schneidermeister Paul Reißhaus, erhielt 7650 Stimmen. Bei der ungeheuren Sozialistenangst der Nationalliberalen, die sie Mann für Mann für den Freisinnigen an die Wahlurne trieb, war dieser Ausgang voraus zusehen. Bei der Wahl am 19. Februar d. J. wurden für Witte 5654, für den Nationalliberalen Hans Blum 3119, zusammen also 8773 Stimmen abgegeben, die in den jetzt auf Witte gefallenen 8754 Stimmen wieder auf der Bildfläche erschienen sind, bis auf 19 Stimmen, die wohl als verbissenen Heißspornen des Nationalliberalismus angehörend angesehen werden dürften, die sich nicht entschließen konnten, für den Witte'schen Freisinn in die Schranken zu treten. Daß sie nicht für den Sozialdemokraten gefallen sind, ist außer allem Zweifel.

Das von der Sozialdemokratie erreichte Stichwahlresultat und der dabei erzielte Zuwachs von 547 Stimmen seit dem 19. Februar d. J. und von 435 Stimmen gegenüber dem Resultat der Hauptwahl am 20. Februar v. J. muß daher als ein eminenter Fortschritt unserer Partei im Kreise bezeichnet werden, denn zu diesem Zuwachs kommen noch alle jene Stimmen hinzu, die uns verloren gegangen sind, weil auf Grund der alten Listen gewählt wurde. Die Gegner haben zusammen von ihren bei der Hauptwahl im Vorjahre erhaltenen 10 360 Stimmen 1587 oder za. 15 pZt. verloren. Würde man für die Sozialdemokratie den durch die Wahl auf Grund der alten Listen herbeigeführten Verlust nur auf denselben Prozentsatz veranschlagen, so würden zu unserer Stimmenzahl noch nahezu 1100 Stimmen hinzukommen, wir also thatsächlich ohne Hülfe den beiden Gegnern die Waage halten. Die Gegner haben seit der Hauptwahl 1890 15 pZt. verloren, die Sozialdemokratie hat 435 Stimmen oder **6 pZt. gewonnen.**

Und das nennt die Eugen Richter'sche „Freis. Ztg.“ eine „eklatante Niederlage der Sozialdemokratie“. Wir hoffen noch oft solche „Niederlagen“ zu erleiden.

Sehr treffend beurtheilt die „Frkf. Ztg.“ das Wahlergebniß, indem sie schreibt: „Aus dem Wahlkampf in Meiningen II. ist allerdings mit nationalliberaler Hülfe der Freisinnige Witte als Sieger hervorgegangen, aber man übertreibt die Bedeutung dieses Sieges, wenn man dabei von einer Niederlage der Sozialdemokraten spricht. Die Sozialdemokratie stritt unter den ungünstigsten Bedingungen, sofern noch nach den vorjährigen Listen gewählt wurde; dabei muß die Partei, die ihre Anhänger unter der fluktuirenden Arbeiterbevölkerung hat, den größeren Ausfall erleiden. Hunderte von Arbeitern mögen seit dem Februar 1890 aus der Arbeit gegangen und in andere Bezirke verzogen sein, die Hunderte, die an ihre Stelle getreten sind, waren aber bis zum 20. Februar 1891 im Kreise nicht wahlberechtigt. Wäre die Wahl nur um einige Tage hinausgerückt worden, so hätte sie leicht einen anderen Ausgang haben können, der Zuzug seit 1890 und der neue Jahrgang von Wählern würde wahrscheinlich die Entscheidung zu Gunsten der Sozialdemokraten gegeben haben.“

Der Pyrrhussieg, den die Freisinnigen erfochten haben, scheint ihnen übrigens nicht viel Freude bereiten zu sollen, denn schon kommen die Nationalliberalen und präsentiren für ihre Kartellhülfe den Freisinnigen die Rechnung. Der „Hannov. Cour.“ richtet nämlich folgende Mahnung an die Adresse des Freisinns:

„Die deutschfreisinnige Partei hat bei dieser Wahl eine ernste Warnung empfangen. Nur mit größter Mühe gelang es noch einmal, das Mandat dadurch zu halten, daß die bürgerlichen Parteien fest zusammenstanden. Die freisinnige Partei ist sich bisher dieser Pflicht, auch ihrerseits anderen Parteien gegen die Sozialdemokratie zu Hülfe zu kommen, nur in einzelnen Fällen bewußt gewesen. Sie hat bei den vorjährigen Wahlen in manchen Fällen die Mittelparteien gegen die Sozialdemokraten unterstützt, in anderen und zahlreicheren Fällen aber auch den Sozialdemokraten das Mandat verschafft. Diese falsche und unzuverlässige Haltung muß aufhören, und auch die freisinnige Partei muß die Pflicht der Gegenseitigkeit anerkennen, wenn die Parole des Zusammenhaltens der bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie unsererseits künftighin der freisinnigen Partei gegenüber Beachtung finden soll. Mit nationalliberaler Hülfe Mandate einstreichen und zum Dank nationalliberale Wahlkreise den Sozialdemokraten ausliefern helfen, darf in Zukunft nicht mehr vorkommen.“

Herr Eugen Richter sucht sich demgegenüber zwar mit folgender Bemerkung aus der Schlinge zu ziehen: „Die freisinnige Partei hat sich bei Stichwahlen stets von der Erwägung des kleineren Uebels leiten lassen. Welcher Kandidat von zwei gegnerischen Kandidaten das kleinere Uebel darstellt, läßt sich nicht nach einer allgemeinen Schablone bestimmen, sondern kann nur lediglich nach den besonderen politischen Verhältnissen in der Wahlzeit und in dem betreffenden Kreise entschieden werden,“ aber das wird ihm wenig nützen; die Karteller, die als solche den „Sieg“ errungen haben, werden ihn nicht loslassen, bis der Freisinn sich ihnen mit Haut und Haaren verschrieben hat. Wenn's geschieht — uns kann's recht sein.

Ueber den **„Unteroffizier als Gesellschaftsretter“** spricht sich die Hertzka'sche „Zeitschrift für Staatswissenschaften“ wie folgt aus: „Die deutsche Reichsregierung hat eine Gehaltsaufbesserung für Unteroffiziere verlangt, um der sozialdemokratischen Propaganda in den Kasernen einen Damm entgegenzusetzen. Diese Forderung ist jedenfalls insofern symptomatisch, als sie anzeigt, daß die Regierenden in Deutschland sich der Ausbreitung der sozialen Ideen gegenüber nicht mehr so unbedingt wie bisher auf die militärische Disziplin verlassen können. In der That glauben wir, daß der Militarismus in seiner heutigen Form mit zu den wirksamsten Beförderungsmitteln der sozialistischen Propaganda gehört: während der dreijährigen Dienstzeit tritt die Blüthe des gesammten Volkes grade in dem für neue Ideen empfänglichsten Alter in innigste wechselseitige Berührung, und für ausgemacht halten wir es, daß bei dieser Berührung der sozialistische Arbeiter der Großstadt nicht von den frommen Bauernsöhnen, sondern **umgekehrt,** diese von jenem bekehrt oder, wie die offizielle Lesart lautet, angesteckt werden dürften, um dann, heimgekehrt, die empfangene Anregung in stets weitere Kreise zu tragen. Dagegen giebt es kein Mittel, und das denkbar Nutzloseste ist das im Deutschen Reichstage zur Sprache Gebrachte. Entweder sind die Unteroffiziere vom Sozialismus mit „infizirt“ — und eine sehr starke Vermuthung spricht dafür, daß es sind, denn naturgemäß rekrutirt sich der Unteroffiziersstand zu verhältnißmäßig größerem Theile aus den intelligenteren städtischen Bevölkerungen — dann muß man fürwahr von der Ueberzeugungstreue der Sozialisten eine sehr schlechte Meinung haben, um zu glauben, daß dieselbe einer Gehaltsaufbesserung erliegen werde; oder die Unteroffiziere gehören noch zu den Säulen der bestehenden Wirthschaftsordnung; dann ist es wieder unklug, sie durch pekuniäre Bevorzugung gesellschaftlich vom Mannschaftsstande noch mehr zu trennen, als ohnehin der Fall ist. Ganz im Allgemeinen aber möchten wir zu bedenken geben, daß Verbesserung der materiellen Lage nicht das Mittel ist, um den Sozialismus zu bekämpfen .... Denn es ist ja bekannt, daß die Arbeiterschaft überall desto energischer die sozialistische Propaganda betreibt, je besser gestellt sie ist — aus dem sehr einfachen Grunde, weil Verbesserung der materiellen Lage freieres Denken ermöglicht. Und warum man bei den Unteroffizieren andere Erfahrungen machen sollte, als im übrigen Theile der menschlichen Gesellschaft, läßt sich nicht recht absehen.“

Diese Belehrung eines Mannes der Wissenschaft, der den deutschen Verhältnissen unbefangen gegenübersteht, dürfte die Freude unserer Karteller über die Energie, mit welcher der Reichskanzler v. Caprivi die Sozialdemokratie „in ihre Schranken gewiesen“ hat, merklich dämpfen.

Daß das **Entgegenkommen der Regierungen gegen die Großindustriellen und Agrarier** die Unverschämtheit derselben im Fordern nur erhöhen würde, haben wir bereits vor einigen Tagen vorausgesagt. Wir finden unsere Voraussage jetzt in der „Rhein.-Westf. Ztg.“, dem Organ der Grubenbarone, vollauf bestätigt. Dieselbe hält es für angebracht, jetzt auf eine offiziöse Erklärung zurückzukommen, die vor beinahe 14 Tagen in der „Nordd. Allg. Ztg.“ gestanden hat. Dieselbe lautete:

Wenn insbesondere immer wieder von einer Preisgabe der Getreidezölle gesprochen wird, so kann demgegenüber der Wahrheit gemäß versichert werden, daß diese Frage auch jetzt noch zu den bei den bezüglichen Verhandlungen offen gelassenen gehört.

Dazu bemerkt das Grubenorgan:

Wir haben uns nicht des lauten Lachens erwehren können, als wir diese wahrheitsgemäße Versicherung lasen. Also, die Frage der Preisgabe unserer Getreidezölle ist bei den Wiener Verhandlungen auch jetzt noch eine offene Frage. Auch jetzt noch, wo die gesammte Landwirthschaft doch wohl der Regierung gegenüber deutlich genug in dieser Frage geworden ist! Auch jetzt noch, wo der Zentralverband deutscher Industrieller, um von den vielen gleichartigen Kundgebungen anderer berufener Vertreter der deutschen Industrie zu schweigen, sich in dieser Frage als solidarisch verbunden mit der Landwirthschaft erklärt hat. Auch jetzt noch? Wie lange soll denn die Ungewißheit der Landwirthschaft und Industrie darüber noch dauern, welche Antwort Herr von Caprivi, denn er ist an erster Stelle der verantwortliche Leiter der Reichs-Verwaltung, auf diese offene Frage zu geben willens ist? Es ist höchste Zeit, daß die Besorgniß, diese Frage, die für Landwirthschaft und Industrie schon längst keine Frage mehr ist, könnte in einem ungünstigen Sinne in Wien beantwortet werden, durch eine Erklärung, die keine Hörner und Zähne hat, von maßgebender Stelle beseitigt werde. Handel und Wandel können nicht gedeihen, wenn die nächste Zukunft für die beim Handel und Wandel Betheiligten — und dies sind insbesondere Landwirthe und Industrielle — ein Buch mit sieben Siegeln ist, und wenn ein Blatt, das, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, im Geruch eines offiziellen Organs steht, zur Beruhigung der Betheiligten, und um deren angebliche Gespensterseherei zu bannen, über eine Lebensfrage der Nation, wie es die Frage ist, ob unsere Getreidezölle in ihrer jetzigen Höhe erhalten bleiben sollen oder nicht, keine andere Auskunft geben kann, als daß diese Frage für die verantwortliche Regierung noch eine offene ist! Dem Reichstage rufen wir aber schon jetzt im Namen der deutschen Industrie für den Fall, daß es wirklich sich ereignen könnte, daß in Wien eine Ermäßigung unserer Getreidezölle zugestanden würde, was wir allerdings auch nur zu befürchten uns noch jetzt schwer entschließen können, die Worte zu: „Reichstag, werde hart!“

Gegenüber dieser hartgesottenen Verfolgung kapitalistischer Sonderinteressen ist es freilich an der Zeit,

---

Lea.

Sittenroman von Jules Claretie.

(Nachdruck verboten.)

(11. Fortsetzung.)

Die Familie Vauthier ging wenig aus. Moritz hatte keine Eltern mehr und der Vater Paulinens, der alte Herr Mercier, der in einer kleinen Villa von Passy zurückgezogen und von seinen Renten lebte, war gewohnt, seine Enkelkinder nur an großen Familienfesttagen bei sich zu sehen. Seit langen Jahren Wittwer, hatte der alte Mann, der mit seinem Oelhandel, wenn auch zu keinem großen Vermögen, doch zu einem gewissen Wohlstande gelangt war, sein Geschäft aufgegeben, nachdem er zuvor seine Tochter verheirathet und mit fünfzigtausend Franks Mitgift ausgestattet hatte.

Er hatte sich gesagt, daß ihm zehntausend Franks Rente vollauf zu seinem Leben genügten, und sich eine kleine Villa in Passy gekauft, deren Gärthen zu pflegen jetzt seine einzige Zerstreuung war. Dort lebte er nun mit einer alten Magd, die schon „Fräulein Pauline“ erzogen hatte, vollständig zufrieden und glücklich. Höchstens fand er einmal zu seinem Verdruß, daß seine Cölestine denn doch mit dem Alter gar zu knurrig würde, und er erklärte, man müßte sich die alten Dienstboten vom Halse halten; trotzdem wagte er es nicht, die brave Alte aus dem Hause zu weisen, die ihm so vortrefflich sein Süppchen zu kochen und seine Zimmer warm zu halten verstand.

Die Hauptbeschäftigung seines Lebens aber bestand für den Biedermann in der täglichen Sorge um seine eigene welke, schon runzelige Person. Seine traurigste Erinnerung aus dem großen Kriege war die, aus Passy verjagt worden zu sein und einen langen Winter bei schlechtem Brot und Pferdefleisch in Paris im Hause seines Schwiegersohnes zugebracht zu haben. Sonst ging jedes Ereigniß vollständig unbemerkt an diesem dreiundsechszigjährigen, mageren, gebückten, nur um sich selbst besorgten Mann vorüber, der ohne Unterlaß seinen Puls befühlte und seine Zunge besah und den diese ewige Angst um seine Gesundheit sicher älter aussehen ließ, als er in Wirklichkeit war.

Trotz seines Egoismus hatte der alte Herr es sich einst angelegen sein lassen, seiner Tochter eine vortreffliche Erziehung zu geben. Er hatte eine Art Musterwesen, ein gebildetes, fleißiges, nicht kokettes, in einem Wort ein charmantes Weib aus ihr zu machen gesucht, um sie, so sagte er sich, einst desto leichter unter die Haube zu bringen. Er opferte sich damals um sie auf, um später keine Sorge um sie ausstehen zu brauchen. Und als Pauline dann mit 18 Jahren Moritz Vauthier begegnet war, der damals bereits an der Spitze der großen Porzellanmalerei stand, hatte sie denselben und sein offenes Wesen liebgewinnen gelernt, eher von dem graden Blick und dem aufrichtigen Akzent des jungen, hübschen, etwas schüchternen Mannes, als von seinem lockigen Haar und seinem kecken Schnurrbart gefesselt.

Mit seiner jugendlichen Beredtsamkeit hatte er es überdies verstanden, ihren Geist anzuregen, indem er ihr von seinen künstlerischen Aspirationen sprach, lauter Dinge, von denen sie in dem Kreise, in welchem sie lebte, niemals etwas zu hören bekommen. Bei ihrem Vater sah sie nur die alten Freunde desselben, kleine Kaufleute, die von nichts weiter als von ihren Monatsabschlüssen sprachen. Der Kurs von Raps und Leinöl, die Zahlen 85,50 oder 70,50 pro 100 Kilo, die während des Abends unaufhörlich wiederkehrten, die geschäftlichen, ewig gleichen Ansichten und Reden mußten endlich selbst dieses so wenig romantische Mädchen in Verzweiflung bringen.

Und als ihr nun Moritz von seinem künstlerischen Streben, von seinen Projekten und Hoffnungen zu sprechen begann, da war es ihr, als ob sich ein weites Fenster vor ihr aufthat, durch das sie den blauen Himmel erblickte und in vollen Zügen die reine Luft von draußen einathmen konnte.

Moritz hatte keine Schwierigkeit, die Hand Paulinens von dem alten Mercier zu erhalten; mit dem jungen Mädchen aber war er, ehe er mit dem Vater gesprochen, einig gewesen. Die Verhandlungen drehten sich nur um die Mitgift. Moritz verlangte keinen rothen Heller; dem Oelhändler aber lag daran, dem zukünftigen Schwiegersohn zu beweisen, daß auch er, wenn es sich um das Glück seiner Tochter handelte, nicht knauserig wäre.

„Man soll mir nicht nachsagen können, daß meine Tochter keine Mitgift gehabt,“ meinte er. „Den letzten Bissen Brot würde ich für sie hingeben. Ich bin kein Egoist.“

Nach den üblichen Förmlichkeiten war Pauline Moritz Vauthier dann in sein Haus gefolgt, um ihm vom ersten Tage an die ergebene Freundin, die treue und idealische Gattin zu werden, die sie nach so vielen in's Land gezogenen Jahren auch heute noch war.

Wie oft sagte Frau Vauthier jetzt, wenn sie der meisten ihrer unglücklich verheiratheten, getäuschten und hintergangenen Pensionsfreundinnen gedachte:

„Weißt Du, Moritz, daß ich von Allen die glücklichste bin?“

„Und weißt Du auch warum?“ meinte er dann. „Weil Du von Allen die Beste bist.“

Und worin bestand dies große, gepriesene Glück der jungen Frau? In Arbeit und Pflichterfüllung.

Während des Tages thätige Gehülfin ihres Mannes, ward sie erst Abends nach vollendeter Arbeit ihren Kindern Mutter. Indeß dies große Lager, in dem sie auf dem Hofe versteckt zwischen den hohen Mauern sechsstöckiger Häuser wie eine Gefangene lebte, dieser dunkle Raum, der so vielen Anderen unheimlich geschienen haben würde, war ihr ein lieber Aufenthalt; sie suchte ihre Zerstreuung nicht außerhalb und in flüchtigen Romanen, sie fand sie überall in dem geschäftigen Hause, an der Seite des Gatten, am Tisch der Familie und am Bett ihrer Kinder. Ja, sie fand sie selbst in dem weiten kalten Magazin zwischen dem weißen aufgeschichteten Porzellan und dem dekorirten Geschirr, in das sie zuweilen wie zum Besuche einer Ausstellung ihre Kleinen hinabführte und ihnen sagte:

„Seht Euch das an, sucht und nehmt, was Ihr wollt.“

Und während die Kinder hin und her liefen, während der Größere das schön bemalte Porzellan wie Bilder im Museum anblickte und der Jüngere jubelnd sein Händchen nach den Schachteln mit Kindergeschirr ausstreckte, betrachtete sie das glänzende Lager und gefiel sich in allem Ernste darin.

Alles Banale aus ihrem Leben bannend, war sie so außer den wenigen Stunden, die sie frei machte, in dem Büreau auf ihrem Platz am Fenster anzutreffen. Ueber ihr Pult hinter der stumpfgeschliffenen Glasscheibe gebeugt, durch die sie durch ein viereckiges Guckloch einen kleinen Theil der Straße überblicken konnte — den mächtigen, immerwährend von Kisten, Glaskörben und Lastwagen versperrten Thorweg drüben, das Trottoir mit den elenden, Karren schiebenden oder Ballen abladenden Menschen, dann und wann den Kasten eines gelben Omnibusses, das Verdeck eines Fiakers und ein Stückchen von dem schmutzigen Pflaster, das mit seinen viereckigen — so sah Pauline Tag für Tag ihr Leben in willig übernommener Arbeit unter den Heften, den blauen Fakturenbogen und zwischen den vertrauten Hauptbüchern verstreichen, die auf dem Rücken in goldigen Lettern die so oft gelesenen Aufschriften: Journal, Hauptbuch, Kassenbuch und Brouillon trugen; alle diese Dinge, der Kalender hinter ihr an der Wand, von dem jeden Morgen ein Blättlein losgelöst ward, das das folgende Datum mit irgend einem merk- oder denkwürdigen Ereigniß anzeigte, der dicke, in graue Leinwand gebundene Bottin, der auf ein Jahr gültige Adreßkalender von Paris, die in Bronzeklammern gelegten Fakturen, der eiserne Geldschrank und die gelben, von der Zeit gebräunten eichenen Fächer, das Alles bildete gleichsam den Rahmen ihres einförmigen, aber glücklichen Daseins. Hier schrieb sie, rechnete und fakturirte sie, während von hinten aus dem Lager das Klirren und Klappern von Tellern und Tassen, welche die Kommis zum Verkauf aussuchten, und von draußen das Geräusch der mächtigen, aus Limoges anlangenden Kisten an ihr Ohr schlug, welche die Hausknechte, mit den Füßen im Heu stehend, im Hausflur auspackten.

Und wenn sie nicht schrieb, so blickte sie, die Augen auf das Guckloch in der Mitte der stumpfgeschliffenen Scheiben geheftet, auf die Straße hinaus, ohne das Leben und Treiben auf derselben zu gewahren, denn nur ihre Mädchenträume, ihr Frauen- und Mutterglück sah sie an ihrem Auge vorbeiziehen. In diesem Guckloch hatte ihre Phantasie so oft die glückliche Komödie ihres Lebens vorgespielt. Ihr ganzes einförmiges, ergebenes, liebendes Dasein, ihre Verlobung und Hochzeit, Peters Geburt, die erste Schreckensnacht am Bett des kleinen Erkrankten, die schwere Krankheit ihres Mannes und Alberts erster Schritt, alle diese tausend frohen und trüben Erinnerungen malten sich für sie in diesem schmalen, durchsichtigen Raum wieder, in dem ein jeder Andere nur das Gewirr auf der Straße erblickt haben würde.

Und lächelte sie diesen Bildern beglückt und dankbar zu, so weckte sie wohl Vauthiers Ruf oder die Stimme eines Kommis auf, der an ihr nach dem großen Lager offenes Schalter herantrat und sagte:

„Madame, wollen Sie, bitte, diesen Posten anschreiben?“

Dann schien sie mit einem Nicken des Kopfes ihren Visionen „Auf Wiedersehen!“ zuzurufen und schrieb in das Buch, was ihr von fern angesagt wurde, nieder.

„Lembin in Cosne — zwölf Dutzend flache Teller.“

Und während sie schrieb, sagte sie dem Ansager, um Irrthümer zu vermeiden, zurück:

„Zwölf Dutzend flache Teller — was weiter?“

Den Tag nach dem Lichtschmaus bei Wepler stand das Atelier noch leer. Man beeilt sich nicht, in den ersten Tagen des neuen Jahres sich wieder unter sein „Elendjoch“ zu beugen. Mit der Sorglosigkeit des Arbeiters, der sich glücklich fühlt, auch einmal wie die Reichen etwas daraufgehen zu lassen, nahmen die Maler, ehe sie wieder an ihr Pult zurückkehrten, die Gelegenheit wahr, sich in glücklicher Ungebundenheit die Festtage vollständig zu Nutze zu machen.

(Fortsetzung folgt.)